

# Stadtraum statt Rummel

Autor(en): **Koch, Ursula**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **9 (1996)**

Heft 4

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-120373>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



# Stadtraum statt Rummel

**Stadträtin Ursula Koch, Vorsteherin des Hochbaudepartementes der Stadt Zürich, sprach an einer Tagung des Heimatschutzes St. Gallen/Appenzell Innerrhoden über den öffentlichen Raum und die Unart, ihn zu überstellen. Dieser Text ist eine gekürzte und bearbeitete Fassung ihres Vortrages.**

«Danach befragt, was mein Anspruch an die Stadt sei, antworte ich, und nun werden Sie nachsichtig lächeln, mit Schönheit. Ich gehe noch weiter und sage: Herrlichkeit». So der Schriftsteller Paul Nizon. Er lud sein Publikum zu einer imaginären Reise ein: Place de la Concorde und Place des Vosges in Paris, der Münsterplatz in Bern, der Markusplatz in Venedig, Piazza Navona in Rom. «Stellen Sie sich auf diesen Plätzen vor, und Sie machen die Erfahrung, wie Sie als individuelle Gestalt von Platz zu Platz ein anderer Mensch werden, mal kleiner, mal grösser (...) wie Sie von Fall zu Fall einen anderen Schritt und ein anderes Selbstgefühl, Atemholen, Körpergefühl, Welt- und Schönheitsgefühl haben.» Nicht nur dem Eintauchen in andere Epochen schrieb Paul Nizon diese Erfahrung zu: «Ich spreche einzig vom Raumerlebnis.» Denn: «Der Raum ist die Stiftung der Stadt.»

\*

Paul Nizon ist Schriftsteller, Künstler, anspruchsvoll und elitär. Nicht so, wie sich der öffentliche Raum im allgemeinen präsentiert oder die kollektive öffentliche Meinung sich kundtut. Der öffentliche Raum ist nur Inbild und Symbolträger für unseren Zustand von Öffentlichkeit. Ich möchte Sie dazu einladen, einen der schönsten öffentlichen Räume in Zürich zu besichtigen.

Die grosse Bahnhofshalle im Hauptbahnhof kennen Sie alle. Hier kommen Sie an. Hier reisen Sie ab. Vielleicht erinnern Sie sich an jene kurze Zeit, da die Halle sich in ihrer Schönheit und Weite öffnete, als sie fast leer und ausgeräumt war. So sollte sie bleiben und so auch als öffentlicher Raum funktionieren. Das konnte zwischen SBB und Stadt ausgehandelt und vereinbart werden. Da packte die Verantwortlichen der SBB offenbar der «Horror vacui», die Angst vor grossen und leeren Räumen. Sie lieben sie nicht, und sie verstehen sie nicht. Gewiss dachten sie auch an die Erträge, die sie durch Vermietung des Hallenbodens gewinnen. Kaum war die Halle halbwegs leer, wurde sie flugs wie-

der aufgefüllt mit allerlei Kitsch und Rummelbuden. Musikfetzen sirrten durch die Luft, die einmalige Struktur und die Höhe der Halle, sie versanken im alles nivellierenden Jahrmarkt. «Kaum gibt es Raum, kommt Rummel», vermerkte Jürg Rohrer im «Tages-Anzeiger». Woher kommt diese Haltung? Ich denke, dass viele Menschen, die in der Stadt zu tun haben oder in der Stadt wohnen, nicht wirklich Städterinnen und Städter sind, wie sie Benedikt Loderer einst beschrieben hatte: Dem modernen Polisbewohner ist die Stadt, die ihn geprägt hat, Entfaltungsraum und Kampffeld, Anregung und Möglichkeit. Der Agglomerit – des Städters Gegenspieler – sei der konsumierende Zeitgenosse. Er wohne irgendwo im «globalen Dorf» McLuhans. Seine Nabelschnur zur Welt sei das Fernsehen, sein Leben spiele sich zwischen Einkaufszentren, Hüslis und Auto ab. Wie kann sich auf diese Weise Öffentlichkeit im öffentlichen Raum bilden?

\*

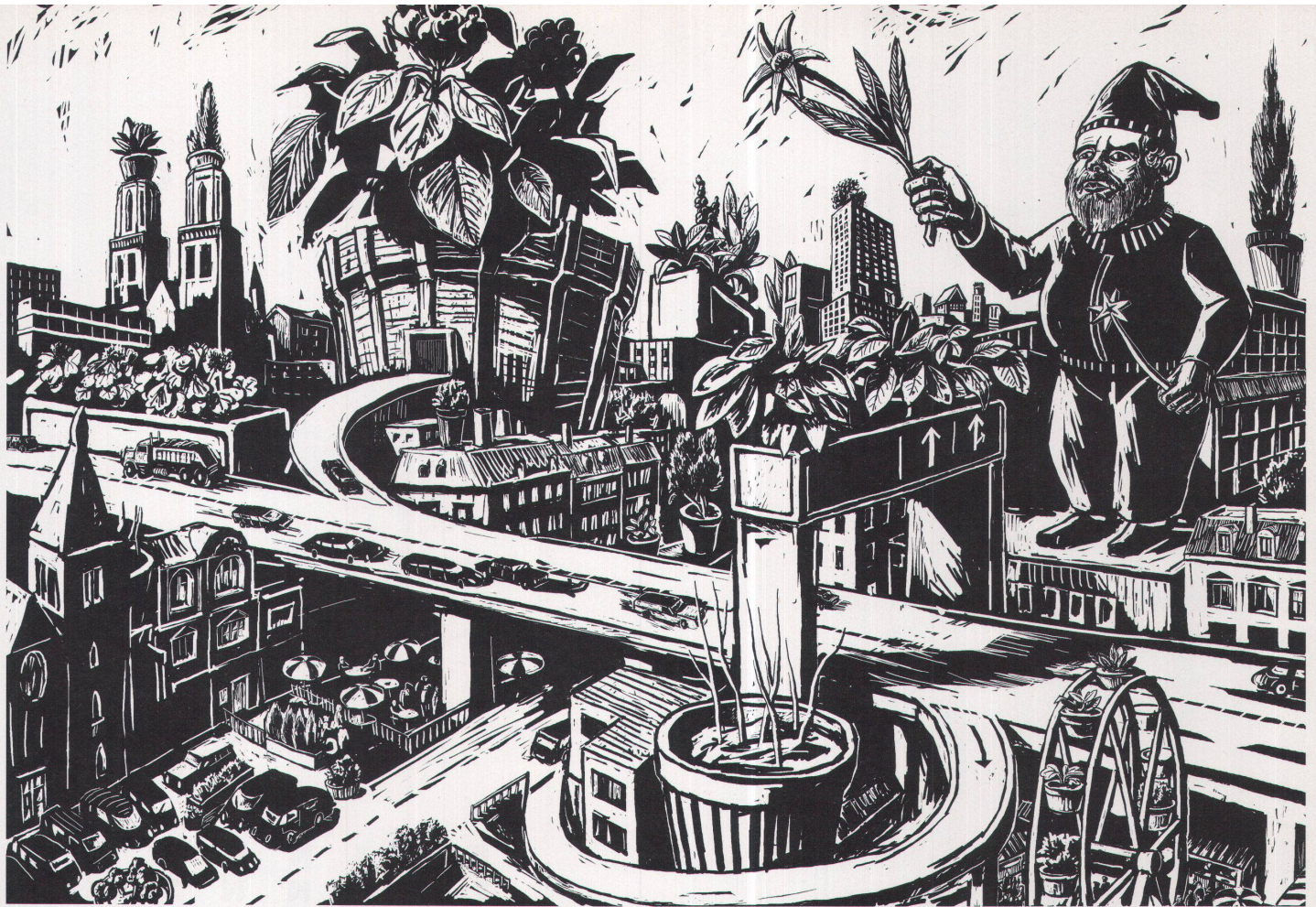
Im Grunde gibt es kein Interesse am und keinen politischen Willen zum öffentlichen Raum. Seine Funktionen hat er an Fernsehen, Radio und Presse abgetreten: Neuigkeiten werden hier nicht mehr ausgetauscht und Tagesgespräche nicht mehr geführt. Der Wohn- und Arbeitsplatz auf der Strasse wird vom Verkehr schon längst in den häuslichen Privatraum gedrängt. Der Marktplatz ist in die Einkaufszentren, in die Kaufhäuser und in die Bahnhofspassagen unter die Erde verbannt. Die wenigen Gemüsemärkte auf Stadtplätzen ändern daran wenig. Damit leben wir alle, und nur dann findet der öffentliche Aufschrei statt, wenn eine Behörde dem öffentlichen Raum seine Funktion als Verkehrsfläche oder Parkplatz entziehen will. Wer das nicht glaubt, soll sich den Zustand unserer Plätze und Räume zum Beispiel in Zürich vor Augen führen, das Bellevue, der Bahnhofplatz – ein Verkehrsfluss, der Münsterplatz, der Zähringerplatz – ein Parkplatz.

\*

Noch gibt es eine Funktion des öffentlichen Raums, die bis jetzt von keinem andern Gefäss, Innenraum oder Medium in unserer Gesellschaft übernommen und erfüllt worden ist: Die Funktion des öffentlichen Raums als Corso. Der Corso oder die Passage gehört dem Flaneur. Der Flaneur folgt

bei seinen Gängen durch die Menge nicht bestimmten Zwecken, er lässt sich treiben. Entdeckt er Bekannte oder Freunde, kann er aus seiner Beobachterrolle heraustreten, wenn ihm danach zuzumute ist. Dieses typisch städtische Pendeln zwischen Anonymität und Gemeinschaft konnte bis heute nicht auf eine andere Art und Weise abgedeckt werden. Es ist deshalb kein Zufall, dass Fussgängerzonen und Boulevardcafés begehrt sind, und sie scheinen tatsächlich auch zu funktionieren. Boulevardcafés auf Trottoirs und an Platzrändern gehören zum modernen Corso. Sie sind durchlässig, offen, damit man sehen und gesehen werden kann. Wir kennen in Zürich gut plazierte und gestaltete Boulevardcafés, am Schifflandeplatz, an der Wühre, am Rüdenplatz. Kaum aber war das offene Boulevardcafé als Magnet des Corsos entdeckt, wurde es auch schon missverstanden und mit dichten Hecken, buschigen Sträuchern und schwerfälligen Pflanzenkübeln umstellt. Solche Cafés wollen die Gäste vor fremden Blicken abschirmen und verwenden dafür Surrogate der Ländlichkeit, von Gartenlaube oder Dorfbeiz. Die urbane Funktion des Corsos ist zerstört. Besonders wenn sich solche Grünparzellen im Strassenraum weit hinausschieben, bis zum Trottoirrand, bis fast zur Tramfahrbahn, und so das ungestörte Flanieren behindern. Diesen neuen Binnenräumen aus undurchdringlichen Hecken und wuchtigen Pflanzenkübeln begegnete der Stadtrat mit einer Verordnung. Prompt protestierte, wer in Zürich der sogenannten Lebenslust huldigt: «Kleinliche Auflagen für Boulevardcafés» titelte die NZZ am 9.5.1992. Und im Untertitel machte die Zeitung aus der Verordnung flugs: «Stadtrat gegen Gartenwirtschaften auf der Strasse». Es half dem Stadtrat nichts, den Raum für Fussgängerinnen zu verteidigen, für die Rechte des Flaneurs, für Ästhetik und Urbanität einzutreten. Die Bevölkerung lehnte die Verordnung ab. Der Betrieb eines Strassencafés werde «in Normen gepresst». Kritisiert wurde, dass Boulevardcafés in ästhetischer Hinsicht ihrer Umgebung entsprechen müssen und ebenso, dass eine Einfriedung mit Pflanzen, Quadern und dergleichen nur «mit äusserster Zurückhaltung» gestattet werde. Einzelne Zürcher Wirte fanden die Vorschriften «bireweich, eine Frechheit, die spinnen total», dies gemäss «Züri-Woche» (26.3.92) und unter dem Titel «Bei Grün sieht der Stadtrat rot». Zu diesem Courant normal, den Stadtraum zu





überstellen und solcherart zu «vermöbeln», schrieb der Zürcher Schriftsteller Hugo Loetscher bissig und bedauernd: «Der grüne Traum kann sich zur vorzeitigen Erlösung verführen lassen, zu Idyllen, die nicht ausserhalb gesucht werden, sondern im eigenen Innenleben. Dann wird der Hausfrauenurbanismus mobilisiert, der einen Blumentopf hier aufstellt und dort eine Reihe von Pflanzkübeln. Mit dem, was als Verschönerung ausgegeben wird, können Städte um ihr Schönstes gebracht werden, um Plätze.» («NZZ-Folio» 2/1994)

\*

Ein geglückter öffentlicher Raum kann nur ein gestalteter Raum, ein gewollter, mit künstlerischem und architektonischem Bewusstsein geschaffener Raum sein, und nicht ein Raum, der Kampfplatz der verschiedensten, auch der privaten Interessen ist. Die Schönheit des Raumes, wie sie Paul Nizon feiert, vergibt sich nicht unbesehen an den Kommerz, verschliesst sich postmoderner Belieblichkeit, den zahlreichen Egoisten einzelner. Er ist nicht das Schaufenster eines Geschäftes, das in die Strasse hinein erweitert wird, bestückt mit Töpfen, Palmen oder Thujen, er ist nicht das Restaurant, das irgendeine vergangene Ländlichkeit mit einem künstlichen Rasenblätz inszeniert und damit den Traum einer ländlichen Idylle, eines Hüslis herbeizaubern will. Das alles ist der Untergang des öffentlichen Raums, der in der Geste des Hilflosen und im chaotischen Überhandnehmen von Versatzstücken und Kitsch verkommt. Wer immer aber sich solchem Tun und Treiben widersetzt, ein en-

gagiertes Plädoyer für den öffentlichen Raum ablegt und einen urbanen Gestaltungswillen manifestiert, gerät in die Enge des Bünzlihaften, wird in die Ecke der Überreglementierung und Bürokratie versetzt, kommt in Verruf des lebensunlustigen Spiel- und Spassverderbers. So geschah dies in Zürich, als der Stadtrat die künstlichen Wasserkanäle, die «Wasserspiele» durch die Bahnhofstrasse abgelehnt hatte. Die Bahnhofstrasse sei «ein vornehmer, zurückhaltender Boulevard mit repräsentativer Bebauung». Ihre Bausubstanz bedürfte keiner, auch nicht temporärer Belebungs- und Verschönerungsversuche, so der Stadtrat. Die Häme war perfekt. Die NZZ machte am 16. Juni 1990 «Mischung aus Engstirnigkeit und Neo-Puritanismus» aus. Grundlegende Werte wie Offenheit und Toleranz würden auf der Strecke bleiben. Wer so schrieb, hatte die Mehrheit des Publikums hinter sich. Es liebt den Gag und die Dekoration.

\*

Ganz ungemütlich wurde es für den Stadtrat, als er für die Zeitungskästen im Strassenraum statt der geforderten Papageienfarben «Blau, Rot und Gelb» ein vornehmes Anthrazit vorschreiben wollte. Die Medien brachen in lautes Wehklagen aus: «Tristes Grau für Zürichs Pressevielfalt» (Sonntagszeitung, 20.6.93), «Schimmel wiehert» (Cash). Die Züri-Woche liess ihren Zeitungskopfgar in Grau erscheinen und schrieb «Zürich muss noch grauer werden» (8.7.95). Der Zeitungsverlegerverband sah mit dieser Farbe gleich noch die Pressefreiheit und die Handels- und Gewerbefrei-

heit verletzt. So standen die Verhältnisse im letzten Sommer Kopf: Die Verlage als Antragsteller setzten ihr Papageienbunt durch, der Stadtrat als Bewilligungsbehörde beugte sich diesem Aufschrei grau- und waidwund geschlagener Medien. Das zeigt, wer in diesem Lande wirklich die Macht hat: nicht die Liebe zum öffentlichen Raum.

\*

Die Epochen des absoluten Gestaltungswillens und seiner Umsetzung haben uns die schönsten Plätze und Strassenzüge geschaffen. Das 19. Jahrhundert war die letzte Zeit der grossen und repräsentativen Planung, getragen von einem selbstbewussten Bürgertum. Es war bis vor kurzem auch die letzte grosse Zeit der Planung öffentlicher Räume. Bis vor kurzem. Denn Industriebrachen, auch in Städten, werden heute neu geplant. Im grössten Planungsgebiet der Schweiz, im Zentrum Zürich Nord beim Bahnhof Oerlikon, sind die öffentlichen Parks und Plätze die eigentlichen Identitätsbildner. Die Visionen über die Qualität und Funktion dieser Plätze und Räume spielten eine zentrale Rolle. Fast schien es, als ob alle an der Planung Beteiligten ihre Sehnsüchte und Hoffnungen, die sie mit Stadt und Urbanität verbinden, in diese Leerräume und künftigen Stadtplätze projizierten. Ob die Plätze in Zürich Nord in Zukunft diese Funktionen auch erfüllen, ist ungewiss. Planen ist das eine, Leben und Lebensrealitäten sind das andere. Ich wünsche mir eine Renaissance der öffentlichen Räume, weil sie begleitet ist von einer Erneuerung der städtischen Öffentlichkeit.

Ursula Koch